



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Mosen, Gustav: Der Wale : erste Abtheilung.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# Der Wale.

Von

Gustav Mosen.



## Erste Abtheilung.

Nicht weit von dem Städtlein Elsterberg im Voigtlande steht auf einem Berge die Ruine des Schlosses Liebau, deren Thurm gar ernsthaft hinunterschaut auf die geschwägige Elster, die drunten den Steinen lauter Wundergeschichten erzählt von badenden Nymphen, vom Wasserneck, vom Liebesleid und anderen Geheimnissen; aber kein ungeweihtes Ohr versteht ihr Schluchzen und Jauchzen durcheinander. Der Thurm droben weiß auch Geschichten zu erzählen, er bleibt aber immer schweigsam, und nur, wenn sein alter, rauher Kumpen, der Sturm, um ihn herfaust, fängt er an zu stöhnen und beginnt einen langen Sermon, der von vergangener Größe handelt.

Es ist schon lange her, als dort auf Schloß Liebau die schöne Geliebte des starken August wohnte und dem von der Jagd ermüdeten Fürsten Freuden schaffte, aber früher noch hausten da meine Väter. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ihnen am Ende vom Schloß Nichts übrig blieb als der Name. Mein Urururgroßvater war noch ein junger, frischer Mensch und mochte mit diesem Erbtheil allein nicht zufrieden sein. Da dachte er drüber nach, wie er es wohl zu einer großen Herrschaft bringen könnte. Er hatte sich in der Welt umgesehen, hatte Viel gelernt, verstand Latein, konnte brav hauen und stechen und meinte nun, es könne ihm nicht fehlen. Aber seine Eroberungspläne scheiterten alle, und deshalb ward er mißmuthig und ging sogar einmal in die Kirche nach Elsterberg, um vom heiligen Georg, seinem Schutzpatron, sich einen guten Rath zu holen.

Grenzboten 1844. II.

Da hörte er denn den Kaplan predigen vom Himmelreich, wie es da gar schön und lieblich wäre, und wie es die Armen zuerst eroberten, während die Kaiser und Könige die Letzten wären, so hineinkämen. Das gefiel denn dem Junker Heinrich gar sehr — denn so hieß er, und von ihm führen alle Erstgeborenen unserer Familie diesen Namen — und er ging stracks hin zu dem Kaplan und frug ihn mit dürr'n Worten: wo der Weg zum Himmelreich wäre, denn er sei gesonnen, es im Guten oder mit Gewalt zu erobern. Der ehrsame Pfaff frug ihn dies und jenes aus dem Christenthume und dem Latein, worin er so wohl bestand, daß der fromme Vater ihn in sein Herz schloß, einen langen Brief schrieb und ihn mit diesem hinübersendete gen Blauen, allwo fromme Brüder dem heiligen Dominico dienten.

Junker Heinrich machte sich alsobald auf den Weg und kam nach Blauen, ward auch von den frommen Brüdern wohl empfangen und aufgenommen in ihr Kloster. Aber er mußte gar harte Arbeiten tragen, und wenn er nur einmal von einem Mägdelein geträumt hatte, was er immer aufrichtig gestand, so mußte er Buße thun und mußte sich fasteien, während sich die heiligen Väter gütlich thaten und dick und fett wurden. Da sagte er ihnen einstmals ganz unerschrocken, wie er zu ihnen gekommen sei, um zu studiren und um den Weg in's Himmelreich zu finden, nicht aber, um ihr Knecht zu sein und sich bei gemeiner Arbeit zu schinden und zu placken. Sie aber meinten, das eben sei der Weg zum Himmelreich, doch das viele Studiren nütze Nichts dazu. Da mußte er sich denn wohl getrösten.

Einmal sendete ihn der Convent hinauf nach Asch als Boten. Wie er da seinen Auftrag ausgerichtet hatte, ging er in die Kirche und sah da ein so schönes Jungfräulein, wie er noch von keinem geträumt hatte. Nun war aber seine Prüfungszeit bald zu Ende und er mußte sich gerade jetzt vor sinnlichen Erregungen wohl hüten, um würdig zu sein, in den heiligen Convent aufgenommen zu werden. Er war zwar des Lebens im Kloster schon längst überdrüssig, doch wollte er die Anwartschaft auf das Himmelreich nicht gern verlieren. Als nun das Mädchen aus der Kirche ging, konnte er nicht umhin, ihr zu folgen. Auf der Straße trat er sie an mit frommem Gruß und fragte: Wo hinaus, lieber Engel?

— In's Himmelreich, antwortete sie, wohin die Engel gehören!

— Wie konnte ich auch fragen, meinte der angehende Clericus, das mußte ich ja wissen! Aber ich suche nunmehr schon seit einem Jahre den Weg in's Himmelreich und habe ihn immer noch nicht gefunden. Die frommen Herren im Kloster wollten mir ihn zwar zeigen, aber sie scheinen selbst nicht auf ihm zu wandeln. Nachgerade habe ich auch das geistliche Leben satt, und seit ich Dich gesehen habe, mag ich vollends gar nicht in's Kloster zurück, sondern ich will mich von Dir in's Himmelreich führen lassen und will Dir gewissenhafter folgen, als ich dem Orden des heiligen Dominici gefolgt bin.

Das Mägdlein schaute den Junker vom Kopf bis zu den Füßen an und sah nicht ohne ein geheimes Wohlgefallen, wie er ein gar schmucker Bursche war.

— Aber Ihr dürft nicht glauben, sprach sie, daß das Leben im Himmelreich eitel Liebe, Lust und Nichtsthun ist. Seid Ihr denn zu etwas zu gebrauchen?

— O ja! entgegnete der Liebauer, ich kann lesen, rechnen, schreiben, jagen, fechten, verstehe Latein, bin in der Geometrie und der heiligen Theologie nicht unerfahren, und im Nothfalle kann ich dem lieben Gott donnern helfen!

— Nun seht, sprach das Mädchen, ich will Euch einen Vorschlag machen. Mein Vater besitzt eine Mühle da droben hinter Wernersreuth, und gleich daneben liegt das Forsthaus des gnädigen Grafen von Aisch. Das steht jetzt leer, denn der frühere Inhaber ist gestorben, und unter den Bewerbern um die Stelle ist Keiner, der ihn ersetzen könnte. Denn das war Euch ein gar gelehrter Mann, und der war zugleich Informator der jungen Grafen, und der gnädige Herr möchte nun Einen haben, der eben so gelehrt wäre und dasselbe Amt mit übernehmen könnte. Getraut Ihr Euch das wohl?

— Ich kann und will das! rief der Junker freudig; und nicht wahr, wenn ich dem Grafen anstehe und die Stelle erhalte, so darf ich oft bei Dir sein?

— So oft Ihr wollt! sagte das süße Kind, leicht erröthend. Dort ist das Grafenschloß; geht und stellt Euch dem gnädigen Herrn vor. Ich habe noch Geschäfte in der Stadt und will dort in dem Hause auf Euch warten. Dann könnt Ihr sogleich mit mir gehen und Euere künftige Wohnung besuchen, oder sagt mir wenigstens bald Nachricht. Ich will mich recht freuen, wenn Ihr unser Nachbar werdet!

— Ich hoffe das Beste, liebes Mädchen! sagte der Junker, drückte ihre Hand und schritt auf das Schloß zu.

Hinter der Stadt Aisch ist ein Thal, das so heimlich, so traut daliegt, daß man dort immer wohnen möchte. Jenseits des Thales steigt allmählig ein Berg hinan, der große Fichten- und Tannenwäldungen trägt, die sich weit ringsum in das Land hinein erstrecken. Auf diesem Berge entspringt die Elster, die als kleines Bächlein in das Thal herunterrollt und auf dem Wege sich mit vielen Quellen vereinigt, so daß sie nicht weit von ihrem Ursprunge schon eine Mühle treibt. In dieser Mühle war es, wo die rosige Magdalene, des Müllers einziges Kind, wohnte und wohl oft aus dem Fensterlein hinüberlugte nach dem Forsthause, von dem jetzt freilich keine Spur mehr zu sehen ist. Dem Junker Heinrich gefielen die grünen Bäume im Walde weit mehr, als die steinernen Pfeiler in der Kirche, und er mochte lieber seinem süßen Liebchen ein lustiges Waidmannsliedlein singen, als der hölzernen Muttergottes einen langweiligen Choral. Seit er Magdalene zum ersten Male geküßt hatte, nannte er sie seine Braut, und wie der Winter kam, wo man der Wärme bedarf, wurden sie Mann und Frau. Jedes Jahr, wenn die Störche kamen, brachten sie in das einsame Forsthaus einen neuen Bewohner mit, und Heinrich bereute es nicht, daß er dem Kloster entlaufen war. Wenn er seine Kinder um sich spielen sah, so drückte er oft seine Magdalene an's Herz und sagte: So hast Du mich doch nicht getäuscht, als Du mir versprachst, mich in das Himmelreich zu führen, denn hier bin ich wirklich selig. Er nannte auch das Thal sters das Himmelreich, und diesen Namen führt es noch bis auf den heutigen Tag. Die Elster kann sich also eines sehr hohen Ursprungs rühmen.

Die große Liebe meines Urahn zu seiner neuen Heimath pflanzte sich auch auf seine Kinder fort, für welche dieses kleine Arkadien noch den Reiz hatte, daß sie da geboren und groß geworden waren. Sie blieben also Alle in ihrem stillen Thale. Auch die Enkel entfernten sich nicht weit davon, sie wurden in der Nähe Förster, Schulmeister und Pastoren. Ich selbst bin nur wenige Stunden vom Himmelreich jung geworden; aber seit Jahrhunderten bin ich der Erste aus meiner Familie, den es mit einer unwiderstehlichen Gewalt in die Fremde hinaustrieb. Wenn ich im Herbst die Vögel südwärts ziehen sehe,

so läßt es mir keine Ruhe, ich muß hinaus in die Welt, ich muß wandern. Ich habe schon viele Länder gesehen; nur eines, in das seit meiner Kindheit eine unnenmbare Sehnsucht mich hinzieht, habe ich noch nicht erreichen können, und wenn ich dorthin meinen Wanderstab lenke, so treibt mich immer irgend eine Nothwendigkeit wo anders hin. Das Land meiner Sehnsucht ist Italien. Ich war schon in der Schweiz, hatte schon die Alpen überschritten, ja ich sah schon den Gardasee vor mir liegen, da erkrankte mein Freund, und als er wieder gesund war, nöthigte uns der Mangel der Zeit und des Geldes zur Rückkehr. Woher diese Sehnsucht kommt? Ich wäre wie meine Väter in der Heimath geblieben, wäre Schulmeister geworden, wozu ich von Jugend auf bestimmt war, hätte jetzt Weib und Kind, wenn nicht ein — Märchen meinem Leben eine andere Richtung gegeben hätte. Es bedarf aber in der Jugend bei einem empfänglichen Gemüthe nur eines kleinen Samentorns, um eine mächtige Saat in der Seele hervorzurufen. Es war kein Unkraut, was in meiner Kindheit von einem alten Weibe in meine Seele gepflanzt wurde, ich danke ihr noch jetzt mit Freuden, daß sie mich, ohne es zu wollen, erweckt hat zu einem mächtigen Streben und für Ideale begeisterte, die mein Leben zwar mit Unruhe erfüllen, aber es doch wieder verklären mit einem Zauberlicht, das mich tröstet und erhebt. Ich will erzählen, wie das geschah.

Oben in dem Walde, wo die Elster entspringt, wachsen weit und breit die schönsten Preiselsbeeren, und mein Vater ließ sich jeden Herbst von seinen Verwandten in Wernersreuth ganze Säcke voll aus derselben Gegend besorgen, wo seine Väter sie gepflückt hatten. Die wurden gesotten, in großen Waldenburger Büchsen aufbewahrt und bildeten dann, mit Zucker versüßt, das ganze Jahr hindurch eine Zierde unserer Tafel, und ohne Preiselsbeeren mochte der Sonntagsbraten Niemandem schmecken. Als ich nun mit meiner Schwester so groß geworden war, daß der Vater glaubte, uns auf einige Tage allein aus dem Hause lassen zu können, sendete er uns einstmals in wonnigen Septembertagen hinauf nach Wernersreuth, mit dem Auftrage, täglich in den Wald zu gehen und Preiselsbeeren zu pflücken. Das war uns denn ein willkommener Auftrag, und wir machten uns auf den Weg.

Unser Wetter, bei dem wir zum Besuche waren, ließ uns mit

seinen eigenen Kindern und der Magd hinausgehen in das Him-  
melreich. Ich hatte von meinem Vater oft gehört, auf welche Weise  
unsere Familie dorthin verpflanzt worden sei, und betrat die Gegend,  
deren Namen mir schon so schön klang, mit einem Gefühl von Ehr-  
furcht. Ich ging sogar in die Mühle, die mein Ahn einst von sei-  
nem Schwiegervater geerbt hatte, und bat um einen Trunk Wasser,  
um dieses classische Haus im Innern sehen zu können. Meine  
Schwester war mit den andern Kindern unterdessen an dem Bäch-  
lein den Berg hinaufgegangen, und Alle pflückten schon eifrig die  
schönen rothen Beeren, die so schalkhaft in Träubchen zwischen den  
kleinen grünen Blättern hervorlugten. Man wettete, wer am Ersten  
sein Körbchen füllen würde, und ich fing nun an, unermüdlich zu  
beeren. Es dauerte gar nicht lange, so rufte ich frohlockend: „Voll!“  
Die Andern staunten, denn sie hatten ihre Körbchen kaum halb ge-  
füllt. Sie kamen her und schlugen ein Gelächter auf, wie sie mein  
Körbchen sahen, denn ich hatte die Träubchen von den Sträuchen  
abgestreift, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie reif waren oder  
nicht, und so hatte ich fast nur weiße Beeren, die kaum an einer  
Seite roth waren, während die Uebrigen lauter schöne, purpurrothe  
hatten. Das verdroß mich denn, und ich war jetzt so gewissenhaft,  
daß ich fast jede Beere besonders ansah, ehe ich sie pflückte. Das  
ging nun freilich langsamer von Statten. Jetzt waren wir hinauf-  
gekommen bis zur Elsterquelle, die aus hölzerner Einfassung hervor-  
plätschert. Da sahen wir erst unsere Lust, der ganze Boden war  
grün und roth von Preiselsbeeren, und die Körbchen wurden oft  
in den Tragkorb geleert, den die Magd meines Veters trug. Ich  
aber war von dem unablässigen Rücken müde geworden und setzte  
mich endlich, ohne auf das Gespött der andern Kinder zu achten,  
an die Quelle und pflückte die umherstehenden Beeren nur in mei-  
nen Mund.

Ich war zwar ein wilder Bube, aber dann doch zu gewissen  
Zeiten so still in mich hineinträumend, daß ich schier Alles vergaß,  
was um mich her vorging. So saß ich auch dort an der Quelle  
und schaute dem davoneilenden Bächlein nach, den Berg hinunter,  
und erzählte mir selbst die Geschichte meines Urahns, der dort unten  
im Thale gelebt und hier wohl oft gefessen hatte. Ich merkte kaum,  
daß eine alte Frau in ärmlicher Kleidung, aber mit einem Gesicht,

in dem Etwas lag, was man in seinem Leben nicht wieder vergißt, in meiner Nähe Preiselsbeeren sammelte. Eben erweckte mich das Geräusch, das sie machte, als plötzlich zwei Hände mir die Augen zuhielten, und eine klare Stimme fragte: Wer ist's? Ich rieth richtig auf meine Schwester. Diese setzte sich nun neben mich, denn sie war auch müde geworden und meinte: ich hätte nun lange genug gefessen und möchte nun wieder pflücken, dieweil sie ruhe. Ich aber sagte: Ach, es ist doch gar zu schön hier, und die Geschichte unseres Urururgroßvaters, der da unten sein Himmelreich gefunden hat, will mir gar nicht aus dem Sinne. Wollen wir lieber die Kinder rufen und uns Geschichten erzählen, denn Beeren können wir noch alle Tage genug lesen!

— Ihr hört wohl auch Märchen gern? begann die Alte, die uns nun ganz nahe gekommen war.

— O vom ganzen Leben gern! rief ich, mir ist Nichts lieber als das!

— Ja, so war mein Traugott auch, ehe er in die Welt ging! sprach sie schmerzlich bewegt. Wenn ich ihm ein Märchen erzählte, so ließ er Essen und Trinken stehen, und was ich ihm erzählte, das malte er gleich, und so deutlich, als ob er es selber mit angesehen hätte. Da kam einmal ein fremder Maler in unsern Ort, der sah ein Bild, das mein Traugott mit Farben gemalt hatte, wie der junge Bauer aus Freiberg auf einmal in Venedig aufwacht und sich über alle die Herrlichkeit wundert, die er überall sieht, und da setzte er mir zu, daß ich meinen Sohn mit ihm nach München gehen lassen mußte, weil er Maler werden sollte. Ich hatte Nichts, wovon ich meinen Sohn ein Handwerk lernen lassen konnte, und so willigte ich schweren Herzens ein. Da schrieb er mir öfters Briefe, und sein Lehrherr lobte ihn sehr und meinte, mein Traugott würde ein berühmter Mann werden. Aber da kam Anno funfzehn der gottlose Napoleon wieder nach Frankreich, und die Deutschen marschirten hin, um ihn wieder zu verjagen. Da zog mein Traugott auch einen Soldatenrock an und schrieb mir einen schönen Brief. Es war der letzte, denn in Frankreich ist er geblieben.

Die Alte fing an zu weinen, wir hörten theilnehmend zu; als sie sich aber ein wenig beruhigt hatte, fragte ich: Was war das für eine Geschichte, die Guer Traugott gemalt hat?

Sie setzte sich zu uns und sagte: Er las auch einmal mit mir hier oben Preiselsbeeren, und ich hatte ihm versprochen, wenn er fleißig wäre, wollte ich ihm eine Geschichte erzählen. Da war er emsig! Als wir hernach eben hier an der Quelle saßen, erzählte ich ihm die Geschichte, die Ihr jetzt auch hören sollt. Ach, ich habe sie schon tausendmal erzählt, daß sie alle Kinder im Dorf auswendig wissen, und ich kann es doch nicht sattkriegen, sie zu erzählen, weil ich dann allemal denke, ich hätte meinen Traugott noch und er hörte mir zu. Nun also!

Meine Schwester schlang den Arm um meinen Nacken, wir hörten beide gespannt zu. Die Alte begann zu erzählen.

— Seht Ihr, Kinder, die Elster, an deren Brunnen wir sitzen, birgt weiter unten, über Adorf hinaus, einen gar herrlichen Schatz in ihrem Bette. Da liegen Tausende von Muscheln, und wenn man sie aufmacht, so findet man Körner, die wie Erbsen und Haselnüsse gestaltet sind, aber sie glänzen so hell, wie die Sonne, wenn sie in das Wasser scheint. In der ganzen Welt ist kein so kleiner Fluß weiter, der solche Kleinode in die Schatzkammer eines Königs lieferte, nur im großen Weltmeere findet man tief unten, stundentief in dem Wasser solche Muschelhäuschen mit Perlen. Vor mehr als zweihundert Jahren wußte man noch Nichts von den Schätzen unserer Elster. Da kamen aber wildfremde Leute hieher in unser Land, die wohnten weit drüben über hohen Bergen in Wälschland, weshalb man sie Walen hieß, und durchsuchten jeden Sommer unsere Bäche und liefen in den Wäldern herum, und wenn sie Abends in's Quartier kamen, brachten sie Steine mit und solche Dinge, aus denen hier Niemand Etwas zu machen wußte. Aber die Walen wußten wohl, was sie damit wollten, denn sie fanden manchen Edelstein in den Felsen und ganze Säcke voll Goldkörner im Wasser — da oben bei Grün liegt ein Dertchen, das von ihnen noch heute den Namen „Goldbrunnen“ führt — aber das Edelste waren die Perlen, und die Walen lachten sich in das Fäustchen, wenn die Bauern über ihr Thun und Treiben den Kopf schüttelten.

Ein solcher Wale wohnte denn auch manchen lieben Sommer lang bei einem armen Bauer in Freiberg, das hinter Adorf liegt, nicht weit von der Elster. Weil er den armen Leuten viel Geld gab für Kost und Wohnung und den Kindern schöne Geschichten

erzählte, und allemal, wenn er im Frühjahr aus seiner Heimath kam, viele schöne Sachen für sie mitbrachte, so hatten ihn die Leute gern, und er war gehalten wie ein lieber Bruder.

Einmal aber, als die Preisfelsbeeren wieder reif, die Bäche aber kalt wurden, sagte er seinen Wirthsleuten und den Kindern, die ihn sehr liebten, daß er nun fortginge und auch nicht wiederkäme, denn er wolle nun in der Heimath ruhig seines Reichthums genießen. Das ging denn den armen Leuten sehr zu Herzen, die Kinder aber waren ganz betrübt. Der älteste Sohn des Bauers besonders, der nach dem Namen seines Vaters Georg hieß und ein starker und braver Bursch von sechszehn Jahren war, konnte es gar nicht denken, daß er sich von seinem Freunde trennen sollte, der auch ihn besonders in das Herz geschlossen hatte, und er fiel dem Walen einmal um das andere um den Hals und sagte: Ach, bleibt doch bei uns!

Der Fremde aber sprach: Georg, es wird mir schwer, mich von Euch zu trennen, denn Ihr seid so biedere Leute, wie man sie selten findet, und dennoch muß ich fort. Denn sieh', ich habe zu Hause in meiner Heimath auch ein trautes Weib und drei liebe Knaben, und es thut nicht gut, wenn der Vater immer von den Seinen getrennt leben muß. Deshalb will ich fort und darf nun auch nicht wieder kommen. Aber hast Du mich so lieb, wie ich Dich habe, und hast Du Lust, die Welt kennen zu lernen, so komme Du mit mir in meine Heimath, und ich will Dich halten und für Dich sorgen, als ob Du mein Kind wärst. Bist Du dann etwas Rechtes geworden, so magst Du immerhin wieder in Dein Vaterland zurückkommen; wer aber in der Heimath sitzen bleibt, aus dem wird sein Lebenslang nichts Rechtes.

Da rief Georg ganz trunken vor Freude: Ich komme mit Euch, und wenn Ihr am Ende der Welt wohntet!

Der Vater und die Mutter aber entsetzten sich sehr, daß mit dem lieben Gaste auch ihr Sohn fort wollte, und die Mutter sagte: Görg, daraus kann nun und nimmermehr Etwas werden! Wenn Du fortgingst, ich könnte mich nicht trösten und härmte mich zu Tode! und dabei fing sie an zu schluchzen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Der Vater sagte auch: Lieber Freund, es ist nicht recht von Euch, daß Ihr meinem Jungen solche Sachen in den

Kopf sezt! Ich kann meinen Börge gerade jetzt bei der Arbeit am allerbesten brauchen, und ich habe meinen Kindern immer das Sprüchel gesagt, das mein Vater mich gelehrt hat: Bleib' im Land und nähr' Dich redlich! Fort darf mir mein Junge nun einmal nicht, und wenn er etwa ein Kopfhänger werden sollte und sich drüber abgränte, daß er hier bleiben muß, so wäre es Eure Schuld. Das ist nicht recht von Euch gethan!

— Nun, sprach der Wale, Elternwille kommt gleich nach Gottes Willen, ich glaubte aber, Euch einen Gefallen zu thun, wenn ich aus dem Burschen was Tüchtiges machen könnte. Aber da Ihr nicht wollt, so sei es drum!

Georg sezte sich nun in eine Ecke und schluchzte in sich hinein, daß er nun doch hier bleiben und von seinem lieben Freunde sich trennen sollte. Die Alten beruhigten sich nach und nach wieder und sprachen Nichts mehr von der Sache. Endlich sagte der alte Börge: Ihr redet davon, daß Ihr große Reichthümer hättet, und nach den Geschenken, die Ihr uns immer mitgebracht habt, liese sich das schon vermuthen. Aber nehmt es mir nicht übel, wie reimt sich das damit zusammen, daß Ihr den ganzen Sommer lang Steine klopft und im Wasser herumwatet?

— Lieber Wirth, entgegnete der Wale, Ihr werft manchmal einen Stein nach der Kuh, und der Stein ist mehr werth als die Kuh. Seht, diesem Herumwaten im Wasser und diesem Steinklopfen verdanke ich eben meine Reichthümer.

Der Bauer schüttelte ungläubig den Kopf, die Frau horchte gar neugierig, der Fremde aber fuhr fort: Meine Vaterstadt heißt Venezia, oder wie Ihr Deutschen es nennt, Venedig. Diese Stadt ist gar reich und herrlich und liegt auf hundert Inseln im Meer, in das sie auf Balken und Pfosten weit hineingebaut ist, so daß man auf den Straßen in Kähnen fahren kann. Der Herzog dieser Stadt fährt alljährlich am Himmelfahrtstage in einem goldenen Schiffe hinaus auf das Meer und wirft unter großem Gepräng einen goldenen Verlobungsring hinein in die Fluthen, zum Zeichen, daß Venedig die Braut des Meeres und seine Herrin sei. Und wirklich ist Venezia großmächtig zur See, alle Welt nennt sie die Königin der Meere. Viele große, stolze Städte sind ihr unterthan und dazu noch unermesslich reiche Inseln. Unsere Kaufleute sind reicher als Euerer

Kurfürsten und Herzöge und haben draußen Hunderte und Tausende von Schiffen, die mit allen Winden segeln und Handel treiben mit allen Welttheilen. Mein Haus aber ist eines der größten, und meine Schiffe dürfen sich an Pracht und Reichthum mit allen messen, so daß ich wohl künftig ohne Sorgen zu Hause bleiben kann. Denn hätte ich auch hundert Kinder, wie ich nur drei habe, ich könnte sie alle reich machen.

Desß verwunderten sich nun die guten Leute sehr, denn sie konnten von dem Allen Nichts begreifen. Der Venetianer mußte noch Viel erzählen, und sie wären nicht müde geworden zuzuhören, hätte der Gast sie nicht erinnert, daß es Zeit sei zum Schlafen.

Nun hatte der Venetianer ein besonderes Kämmerlein im Hause, da schlief er bei seinen wohlverschlossenen Kisten. Als nun in der Nacht Alles still war, so klopfte es leise an seine Thüre. Er dachte eben drüber nach, wie schön es sein würde, wenn er wieder bei den Seinen wäre, und war wegen dieser Gedanken noch nicht eingeschlafen, sondern fragte: Wer da wäre?

— Ach lieber Herr, macht mir auf, rief es leise, ich bin Georg und muß Euch noch Etwas sagen!

Der Wale ahnte wohl, was Georg noch in der Nacht zu ihm treibe, und machte auf. Da trat Georg herein und setzte sich auf das Bette zu dem Gaste und sprach: Ach, Ihr habt gesagt, Ihr wolltet mich mitnehmen in Eure Heimath, und wie meine Eltern nicht wollten, so meintet Ihr, daß Elternwille gleich nach Gottes Willen käme. Aber seht, ich will dennoch fort mit Euch, und nehmt Ihr mich nicht mit, so laufe ich allein, so weit mich die Füße tragen. Denn mir ist, als wäre es Gottes Wille, daß ich fort sollte von hier, und in mir sagt immer Etwas: Gott will es! Wollt Ihr mich nun nicht mitnehmen?

— Aber sieh', lieber Georg, sprach der Wale, wenn ich Dich mit fortnehme, so härt mich Deine Mutter über Dich, und die Thränen der Eltern über ihre Kinder bringen keinen Segen!

— Ach, sagte Georg, Weiber trösten sich bald, und meine Mutter wird sich schneller beruhigen über mein Fortgehen, als über den Tod meines Brüderchens, und wenn Etwas aus mir wird, so wird sie sich über mich freuen und Euch segnen. Nehmt mich mit, wenn Ihr mich nicht unglücklich machen wollt!

Der Fremde wendete noch dies und jenes ein, aber Georg weinte und bat so lange, bis er versprach, ihn mitzunehmen.

Am nächsten Morgen war Georg heiter und guter Dinge, und die Mutter freute sich sehr, daß er sich beruhigt hatte und nicht mehr an das Fortgehen zu denken schien. Doch stille Wasser sind tief. Der Venetianer wollte nur noch wenige Tage bleiben, und Georg wurde doch ein wenig sonderbar zu Muth, wenn er dachte, daß er nun bald auf lange Zeit von seinen Eltern und Geschwistern sich trennen sollte. Er hoffte, der Venetianer werde mit Vorstellungen die Seinen zur Einwilligung bewegen, es war aber Nichts davon bemerkbar. Georg haute fest auf seinen Freund, als dieser aber eines Tages seine Kisten in die Stadt Delsnitz hatte fahren lassen und selbst mitgegangen war, um Pferde an seinen Reisewagen zu kaufen, den er in der Stadt stehen hatte, wurde Georg doch ängstlich und meinte, er werde am Ende gar nicht wiederkommen, lief also gegen Abend auf die Straße hinaus ihm entgegen. Nach einer Weile sah Georg ihn kommen, stürzte in seine Arme und rief: Um Gottes Willen, lieber Herr, verlaßt mich nicht, vergeßt nicht, was Ihr versprochen habt!

— Georg, sprach der Wale geheimnißvoll, ziehe heute Abend, ehe Du schlafen gehst, Deine Sonntagsjacke an und halte Dich bereit, wenn ich Dich rufe. Denn diese Nacht müssen wir fort.

— Jetzt schon? fragte Georg etwas erschreckt, ich denke erst übermorgen!

— Ich habe das Deinen Eltern nur gesagt, entgegnete der Wale, weil es mir schien, als glaubten sie doch, ich könnte Dich heimlich mit fortnehmen. Sie könnten leicht in dieser Furcht die letzte Nacht schlaflos bleiben, und Du dürftest nicht mit fort. So aber werden wir sie überraschen, zumal wir bis Delsnitz gehen und dort erst in den Wagen steigen. Es thut mir weh, daß ich Deine Eltern so hintergehen muß, aber es bleibt kein anderes Mittel übrig, weil sie auf vernünftige Gründe doch niemals hören würden, und ich thue es doch nur aus Liebe zu Dir!

— Nun, es bleibt dabei! rief Georg, ich gehe lieber heute als morgen.

So kamen sie in das Dorf. Abends wurde noch Biel von

der bevorstehenden Abreise gesprochen, Georgs aber wurde keine Erwähnung gethan.

Alle legten sich wie gewöhnlich ruhig schlafen. Georg lag mit seinen Geschwistern in einer Kammer. Als der kleine Hans nicht mehr schrie, der mit drüben bei der Mutter lag, und Christoph und Christel tief Athem holten, wie man es im Schläfe thut, stand er auf, zog seine Sonntagskleider an und legte sich auf das Bette. Er mochte nicht einschlafen, aber er träumte mit offenen Augen. Da war es ihm endlich, als rufte der Venetianer seinen Namen, als stände er auf und ginge fort aus seines Vaters Haus. Und nun war ihm wieder, als säße er in einem schönen Wagen mit dem Fremden und er sähe große Städte und äße und tränke so herrlich wie ein König, und so ging es fort in einem Traum. Eben hatte er von der Ankunft in Venedig geträumt, da fuhr er auf und dachte: Hilf Himmel, du hast dich verschlafen, und der Fremde ist fort!

Aber wie staunte er, als er sah, daß er in einem weichen, seidnen Bette schlief, und daß die Sonne durch rothseidene Vorhänge hereinschien auf sein Gesicht. Er dachte immer noch, er träume, schlug endlich die Vorhänge zurück und erblickte ein wunderschönes Zimmer. Da sprang er aus dem Bette, erschrad aber gewaltig, als er nicht weit von sich einen mächtigen Löwen unter einem rothen Vorhange hervorschauen und den Rachen öffnen sah. Da fuhr er zurück und wollte wieder in sein Bett sich flüchten, aber Hilf Himmel! das war in einen Tiger verwandelt. Da aber die Sonne hell auf den schien, so entdeckte er zu seiner Freude, daß der Tiger nicht lebendig, sondern von Gold war, und diese Bewandniß hatte es auch mit dem Löwen.

Neben seinem Bette lagen prächtige sammetne Kleider, mit Gold gestickt. Nach einigem Bedenken zog er die an und trat an das Fenster. Da sah er eine Stadt, so hoch und herrlich, wie er in seinem Leben noch nicht gesehen hatte, daß er sich in seiner Freude gar nicht zu fassen vermochte. Er glaubte aber, er sei verzaubert.

— Schläfst Du, Kleiner? fragte jetzt die Alte, denn ich hatte die Augen geschlossen und legte mich zurück in den Schooß meiner Schwester.

— Ach nein, entgegnete ich, ich thue das nur so, weil es mir dann ist, als erlebte ich Alles selber.

— Ja, ja! gerade so machte es mein Traugott auch, sagte sie, und wischte wieder eine Thräne vom Auge.

Nach einer Pause fuhr sie fort:

Am nächsten Morgen standen die Eltern auf und wunderten sich, daß ihr Görge noch nicht munter war, wie sie herunter kamen in die Wohnstube. Der Vater rufte zur Treppe hinauf: Görge, steh' auf! Aber wer nicht kam, war Görge. Statt seiner wurden die kleineren Kinder munter und kamen herab, weil sie glaubten, der Vater habe sie gerufen.

— Warum schläft denn der Große so lang? fragte der Vater.

— Görge ist schon aufgestanden, wie es noch ganz finster war, und ist die Treppe herunter und zur Hausthür hinausgegangen. Es war noch Jemand dabei, ich dachte, es wäre der Vater, erzählte die kleine Christel.

Das war dem alten Georg bedenklich. Er ging hinauf in die Kammer, sah seines Sohnes leeres Bette und vermifste die Sonntagkleider. Da erschrad er sehr, aber als er nun in die Kammer des Venetianers kam, und auch die leer stand, fing er an zu schreien, zu beten und zu fluchen durch einander, daß seine Frau sich entfeste und schnell die Treppe hinauf rannte. Als nun auch die den Zimmer sah, war die Wuth gegen den Fremden groß. Der Vater tobte, die Mutter jammerte, die Kinder heulten und schrieken, sogar die Kühe im Stalle brüllten und der Hund winselte. Das war ein Lärm!

— Vater, da ist ein Brief und ein Beutel mit Geld! rief jetzt der kleine Christoph, und zeigte auf einen Stuhl neben dem Bett des Walen.

— Was! der Satan will uns Geld geben für unsern Jungen? schrie der Vater wüthend. Christoph, trage den Beutel gleich ins Wasser.

Der Sohn nahm den Beutel und trug ihn fort, die Mutter schickte die Christel gleich nach dem Schulmeister, der den Brief lesen sollte.

Als der Schulmeister kam, hatte sich der erste Sturm gelegt, doch wie sie ihm den Vorgang erzählten, fing es wieder tüchtig an zu donnern und zu blitzen. Der Schulmeister suchte sie zu beruhigen und las endlich den Brief. Darin hatte der Italiener geschrieben,

wie er nur zu ihres Georgen Glück und ihrem eigenen Segen den Jungen mitgenommen habe, und wie er hoffe, aus ihm noch einen vornehmen Mann zu machen, an dem sie rechte Freude haben könnten, und der in ihren alten Tagen ihre Stütze und ihr Stab sein werde. Wie sie das hörten, weinte die Mutter zwar noch sehr, und der Vater meinte, das seien leere Vorspiegelungen, und hörte nicht auf zu grollen, aber sie fluchten dem Wale doch nicht mehr.

Jetzt fragte der Schulmeister, ob Nichts dabei gewesen wäre?

— O ja, sagte Christoffel, ein schwerer Beutel, den ich in den Tümpel geworfen habe, wo kein Grund ist.

— Du böser Bube! schrie der Schulmeister auf ihn los, daß Du es weißt, Du hast Deiner Eltern Glück in's Wasser geworfen! Es war viel Geld drinnen, das Deine Eltern aus allen Sorgen hätte reißen können. Du mußt Prügel kriegen, daß Dir der Athem ausgeht.

— Ich hab's ihm geheissen, sagte ruhig der Bauer; denn es war Sündengeld, und das bringt kein Glück!

— O Ihr verblendeten Leute, schrie der Schulmeister außer sich, Ihr stoßt Euer Glück mit Füßen von Euch! Und wäre es Sündengeld gewesen, hättet Ihr es nicht der Kirche schenken, oder sonst ein gutes Werk damit stiften können? Das hätte Euch Segen gebracht. Aber Ihr Kleingläubigen stoßt die Hilfe, die Euch Gott schickt, mit Füßen von Euch!

Der Schulmeister konnte sich lange nicht beruhigen, der alte Georg aber blieb bei seinem Starrkopf, auch dann noch, als er das Ende des Briefes hörte, wo der Wale sagte, daß er Hundert Dukaten beilege, um sich ihnen dankbar zu zeigen, und daß sie für Georg schadlos gehalten werden sollten, der ihnen nun nicht mehr zur Hand gehen könne. Die Mutter aber fing an, sich über Christoph zu ärgern, daß er dem Vater zu gehorsam gewesen war, und widersprach sogar ihrem Manne, wenn der steif und fest behauptete, der Wale sei ein Seelenverkäufer und sein Geld hätte ihnen nur Fluch und Unheil gebracht, wenn sie es behalten hätten.

Der Winter, der nun kam, war recht traurig für die armen Leute. Die Ernte war im Sommer ihnen nicht sonderlich gerathen, ein Kornwucherer betrog sie auch um das, was sie in die Scheuer gebracht und ausgedroschen hatten, der Vater fiel in eine schwere

Krankheit, kurz vor Weihnachten stürzte noch ihre beste Kuh und an eine Christbescherung zum Weihnachtsfest war nicht zu denken. Der Vater hielt den Waleu für die Ursache an all diesem Unglück.

Acht Tage vor dem Christfest saß die Mutter auf der Ofenbank und weinte, der Vater lag im Bette und war seit langer Zeit zum ersten Male wieder fest eingeschlafen. Der kleine Christoffel sagte theilnehmend: Mutter, weine doch nicht, sonst muß ich mitweinen!

Da sagte die Mutter: Ach, Ihr armen Kinder, ich muß wohl weinen, denn wir haben nicht einmal Geld, um zum heiligen Christ ein Paar Aepfel und Nüsse kaufen zu können. Hätte nur der Vater das Geld behalten! Mußtest Du es denn gleich in den Tümpel werfen?

Da lachte Christoffel und sagte: Mutter, wenn's weiter Nichts ist, so lache nur wieder, das Geld ist noch da, ich habe mich nur nicht getraut, es Euch zu sagen.

— Ei, Du Herzensjunge! sagte die Mutter und schloß Christoph in ihre Arme, der aber sprang fort, ging an den Bach, grub ein Loch in einem hohlen Weidenbaum auf und zog einen schweren Beutel heraus, den er zu Hause verstohlen seiner Mutter gab. Nun war wieder Freude im Haus.

Der Schlaf hatte den alten Görge so gestärkt, daß er immer besser wurde, und die Krastsuppen, die seine Frau ihm kochte, brachten ihn wieder so weit auf, daß noch vor dem Christfest sein Bett aus der Stube in die Kammer gesetzt werden konnte.

Am Christmorgen früh, wie es noch ganz finster war, stand die Mutter auf, kam aber bald wieder hinaus und rief: Vater, Christoffel, steht auf, der heilige Christ hat beschert! Und wie sie herunter kamen, brannte ein schön gepuzter Tannenbaum mit vielen Lichtern auf dem Tisch, und da lagen für Vater, Mutter und Kinder neue Kleider und Aepfel und Nüsse und noch viele schöne Geschenke; sogar das kleine Hänschen, das noch nicht ein Jahr alt war, war nicht vergessen. Das war ein Jubel, der Vater wurde vor Freuden wieder ganz gesund, und die Mutter schlug immer vor Verwunderung die Hände zusammen, denn sie stellte sich, als wisse sie nicht, wo das Alles hergekommen sei. Wie sie nun Alle dastanden und den Christstollen kosteten und Christoffel ihre schöne Puppe bewunderte, hörten sie eine Kuh im Stalle brüllen.

— Das war doch nicht die Stimme unserer Kuh? sagte der Vater. — Freilich war sie es, entgegnete die Mutter, ich habe vor lauter Freude dem armen Vieh noch nicht zu fressen gegeben. Sie zündete die Laterne an und ging in den Stall, GÖrge aber ging mit. Und Wunder über Wunder, da stand neben ihrer Kuh noch eine, und dem Alten ging es wie seinem Georg; er dachte, daß er träume.

Die Kinder jauchzten noch über den so unerwarteten und reichen heiligen Christ, der alte Georg schritt schmunzelnd in der Stube auf und ab, die Hausfrau legte für den Mittag einen schönen Schweinebraten in die Pfanne, da trat der Bauer Melchior herein. Auf einmal verfinsterte sich das Gesicht des Hausvaters, wie wenn eine Gewitterwolke vor die helle Sonne tritt. Er dachte: o weh! der kommt mahnen und nimmt mir am Ende doch noch das Häuschen ab. Denn Melchior war sein Gläubiger und mochte nicht länger Geduld haben. Aber wie erstaunte er, als Melchior freundlich sagte: Nun, Nachbar, ich wünsche Euch Glück zu den Feiertagen! Ei, wie ist der heilige Christ bei Euch eingezogen! Solche schöne Sachen hat er meinen Kindern nicht mitgebracht. Und da wir jetzt in Nichtigkeit sind, so steht Euch mein Beutel jederzeit wieder offen, wenn Ihr etwas brauchen solltet; denn richtige Rechnung macht gute Freunde!

— In Nichtigkeit? Wie meint Ihr das? fragte der alte Georg.

— Wie gesagt, fuhr Melchior fort, ich bin bezahlt, und der Adam und der Pfeiserfriedel auch. Ihr dürft nicht darnach fragen; ein reicher Herr hat Euch schuldenfrei gemacht und hat Euch auch dem Jahnsmüller seine Schecke gekauft, die schönste Kuh im ganzen Dorf.

Das war dem Bauer fast zu viel Glück auf einmal. Die letzte Spur von Schwäche, die er von der Krankheit her noch fühlte, verschwand; er zog seine neuen Kleider an, die ihm beschert worden waren, und ging nach Adorf in die Kirche, um Gott für seinen reichen Segen von ganzem Herzen zu danken.

Ihr errathet wohl, daß die kluge Frau das Alles im Geheimen so angestellt hatte. Sie hatte aber immer noch einen Rest in ihrem Beutel, womit sie gut zu wirtschaften wußte. So kam das Hauswesen der armen Leute wieder in die Höhe, und sie galten überall

für wohlhabend. Als der Alte nun endlich den Hergang der Sache erfuhr, so meinte er: Der Wale hat es am Ende doch gut gemeint und wird vielleicht auch unseren Sohn glücklich machen! Und sie waren wieder fröhlich und guter Dinge.

Die Erzählerin hielt an. Ich schlug die Augen auf, neugierig auf den Verlauf der Geschichte, meine Schwester fragte: Ist es alle? — Dachte gar, meinte ich, wir wissen ja noch nicht, wie es mit Georg geworden ist.

Die Alte pflückt sich schweigend eine Handvoll Preiselbeeren. Während sie die aß, sahen wir wieder eine Thräne in ihrem Auge, sie dachte an ihren Traugott. Ich fühlte ihren Schmerz und schaute andächtig in ihr tiefgeprägtes braunes Antlitz, meine Schwester aber fragte ungeduldig: Nun, wie ist es denn mit Georg geworden?

— Das will ich Euch jetzt erzählen, begann die Alte wieder. Wie Georg in dem prächtigen Zimmer stand und durch die hohen Bogenfenster hinauschaute auf eine große, herrliche Stadt und drüben das Meer sah mit Tausenden von Schiffen, die mit ihren Masten und Flaggen über die Häuser hervorragten und unten in den Straßen Gondeln und Rähne bunt durcheinander, und wie er immer noch dachte, er träume, da trat ein hoher Mann herein, so glänzend angethan, wie ein König, und fragte: Nun Georg, Du hast lange geschlafen, bist Du endlich munter?

Georg erschrock und wußte nicht, wer es war, sondern schaute den stattlichen Mann mit großen Augen an.

— Kennst Du mich denn nicht mehr, Georg? frug der Herr wieder, und wir haben so lange zusammen gelebt in Deines Vaters Haus und sind mit einander her nach Venedig gereist, und jetzt bist Du Gast in meinem Hause.

Da erkannte ihn Georg wieder und war voller Freude, aber, rief er, wie bin ich denn hierher gekommen, ich weiß ja Nichts davon!

— Wie, sagte der Venetianer, weißt Du es denn nicht mehr, wie wir bei Nacht und Nebel aus Deines Vaters Haus gingen?

— Ja, aber ich glaubte, ich hätte das nur geträumt.

— Weißt Du denn nicht mehr, wie wir mit einander durch alle die schönen Städte gefahren sind und wie Du Dich wundertest über die hohen Kirchen und Paläste?

— Ja, und wenn mir recht ist, ist uns vor Nürnberg ein Rad gebrochen, und wir kamen erst bei Nacht und Nebel in die Stadt, und der Gasthof, wo wir einkehrten, hieß das goldene Kreuz, und war ein dicker, lustiger Wirth da — das weiß ich Alles noch, aber mir ist es wie ein Traum.

— Nun hältst Du demnach das für einen Traum, daß wir gestern Abend hier ankamen, und daß großer Jubel war in meinem Hause über unsere Ankunft, und daß Du meine Kinder nicht verstehen konntest, weil sie italienisch sprachen und ich Dir erst Alles verdeutschen mußte?

— Das ist mir erst recht wie ein Traum, und mir ist's auch wie ein Traum, daß ich nun in Venedig bin, sagte Georg. Und es war auch kein Wunder, daß all die Herrlichkeiten und das abwechslungsreiche Leben, in das der arme Bauernknabe gekommen war auf der Reise, ihn so betäubt hatten, daß ihm Alles wie ein Traum war.

Georg mußte nun mit dem Balen in ein anderes Zimmer gehen. Als sie da eintraten, erschreckte er gewaltig, denn alle Wände waren große silberne Spiegel und überall, wohin er sah, erblickte er sich als Junker gekleidet. Die Kinder aber sprangen ihm entgegen und sagten ihm tausend schöne Sachen, wovon er aber Nichts verstand. Auch die schöne Hausfrau hatte große Freude über den deutschen Knaben, und für Georg begann ein herrliches Leben, wie wir es hier in unserem armen Voigtlande gar nicht denken können.

Georg lebte nun in Venedig, und das Haus, in dem er wie ein lieber Sohn gehalten war, wurde ihm immer theurer. Er lernte gar bald die welsche Sprache und wurde nun von gelehrten Männern mit den Kindern des Hauses in Sprachen, in der Weltkunde und in anderen schönen Dingen unterrichtet. Es dauerte gar nicht lange, so war er weiter als die Andern gekommen, und sie konnten sich ein Beispiel im fleißigen Lernen an ihm nehmen. Was er aber am schnellsten begriff, war das Lautenspiel, und dazu sang er so schön, daß man meinte, man höre einen Engel vom Himmel singen.

Wenn der Frühling kam, schickte er an die Seinen in Freiberg durch einen Balen, der jedes Jahr dahin ging, einen Brief und sagte ihnen, wie gut es ihm gehe. Da freuten sich denn die Alten

und die Geschwister sehr, und der Wale, der den Brief brachte, mußte bei ihnen bleiben und wurde nicht müde zu erzählen, was für ein feiner junger Herr Georg geworden wäre.

Als nun Georg ein Jahr in dem Hause des guten Venetianers gelebt hatte, so bat er, daß er ein Kaufmann werden dürfte. Darüber freute sich nun sein Pflegevater sehr, denn er hatte schon lange im Stillen gewünscht, Georg möchte sich dazu entschließen, und gab ihm auch sogleich eine Stelle in seinem Geschäfte. Weil nun die Deutschen in dem Rufe stehen, daß sie brave, ehrliche Leute sind, so wurde von dem Herrn ihm Alles anvertraut, und Georg machte diesem Zutrauen alle Ehre. Wie er nun Alles genau gelernt hatte, fuhr er mit den Schiffen seines Patrons über das Meer und sah viele fremde Länder. Da er seine Geschäfte stets mit Glück und Geschick ausrichtete, so schenkte ihm sein Pflegevater viel Geld, so daß er sich bald ein eigenes Geschäft hätte gründen können, wenn es ihm nicht zu weh gethan hätte, sich von dem Hause seines Wohlthäters, mit dessen Kindern er in der größten Freundschaft lebte, zu trennen.

Da kam nun einstmals der Tag wieder, wo der Herzog von Venedig seine Vermählung mit dem Meer feierte. Georg war nach seiner Gewohnheit in einer Gondel allein hinausgefahren und sah das Meer bedeckt von unzähligen hohen Schiffen und Tausenden und aber Tausenden von Gondeln und Rähnen, auf denen ganz Venedig, Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Alt und Jung mit Freuden des Festes wartete. Er fuhr da ganz mütterseelenallein unter dem bunten Haufen herum und sah mit vielem Vergnügen die tausend schönen Frauen und Mädchen, die sangen, scherzten und lachten nach Herzenslust. Da kam er an ein Schiff, das so hoch und prächtig war, wie wenig andere. Und wie er nun an dem hinaufschaute, sah er ein Mädchen mit langen schwarzen Locken, in denen der Wind spielte, als wäre es ihm eine rechte Lust, und ihr Gesicht war wie ein Maimorgen, so mild und erquicklich, aber ihr Auge glich einer Mondscheinnacht.

Wenn Einem die Nacht im Schlafe der Mond auf das Gesicht scheint, so bekommt man eine solche Sehnsucht nach dem Monde, daß man keine Ruhe mehr hat unten auf der Erde, sondern man möchte hinauf und weiß doch, daß man nicht hinauf kann; es ist aber, als

hätte der Mond eine Gewalt über uns und zöge uns hinauf. Denn solche mondsüchtige Leute steigen auf die höchsten Dächer und Thürme und fallen doch nicht herab; aber man darf sie nicht wecken, sonst stürzen sie sich zu Tode.

Diese Kraft haben nun auch manche Menschen in den Augen, und wenn ihnen Jemand recht tief hineinschaut, so ist er an sie gebunden und hat keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. Und wenn er den Gegenstand seiner Sehnsucht nicht erreichen kann, so verschmachtet er, und es gibt auch kein Mittel gegen ein solches Uebel, als — eine Heirath.

Deshalb sagte ich, des Mädchens Auge wäre wie eine Mondscheinmacht gewesen. Denn wie Georg sie erblickt hatte, so war er auch wie verzaubert und dachte: Die ist's! Das Mädchen schaute hernieder auf das belebte Wasser, und ihr Antlitz umgab ein feiner seidener Schleier, der doch gleichwohl Nichts verhüllte. Sie bemerkte Georg auch und ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem kräftigen Jungen, der schlank und hoch mit seinem Ruder und der Laute am rothen Band um den Nacken im Kahne stand. Georg hätte gern seinem Herzen in einem Liede Luft gemacht, aber er durfte es ja mitten unter der Menschenmenge nicht wagen und mochte es auch Niemandem verrathen, welche schöne Perle er gefunden habe.

Jetzt donnerten die Kanonen von allen Schiffen, von hundert Thürmen läuteten die Glocken, das goldene Schiff des Herzogs kam prächtig einhergeschwommen, alle Gondeln und Kähne drängten sich in seine Nähe, aber Georg hatte für Nichts Auge, als für das Mädchen. Wie Alles hinüberstarrte, nahm er schnell seine goldene Kette vom Halse, hing sie über die Ruderstange und reichte sie der Geliebten hinauf. Ueber ihr Antlitz flog eine Röthe, wie über den Himmel beim Sonnenaufgang; doch nahm sie die Kette und hing ihre eigene an das Ruder. Wer war seliger als Georg! Er küßte, daß sie es sah, das goldene Herz der Kette, verbarg sie an seinem Herzen und fuhr schnell ein wenig hinweg. Jetzt donnerten wieder die Kanonen, der Herzog hatte sich mit dem Meere vermählt in Venedigs Namen und segelte zurück in den Hafen; ihm folgten all die Tausende von Schiffen und Gondeln im bunten Gewühl, aber Georg verlor das Schiff, welches ihm am liebsten war, nicht aus den Au-

gen. Er sah, wie sie mit Andern aus dem Schiff in eine Gondel stieg, und folgte von fern bis zu dem Hause, wo sie wohnte. Als er in sein Zimmer kam, war er wie neugeboren, so wunderselig, daß er selbst nicht wußte, wie ihm geschah.

Nun war er niemals mehr allein; Tag und Nacht sah er das Bild seiner Geliebten vor sich und wurde so träumerisch und zerstreut, daß das scharfe Auge seines zweiten Vaters gar bald merkte, wie viel die Glocke geschlagen hatte. Aber er schwieg still.